

# Sprechen in der Kirche

Grundüberlegungen zur Sprache im religiösen Bereich

Bernhard Welte, Freiburg i. Br.

Angesichts der allgemeinen Schwierigkeiten mit der religiösen Sprache wollen wir uns im Folgenden einige einfache Grundtatsachen überlegen. Sie werden nicht alle Probleme klären und schon gar nicht Rezepte geben können. Aber vielleicht so etwas wie eine Richtung, in der man versuchen kann zu gehen.

Wir wollen dabei vor allem das Sprechen in der Kirche vor Augen haben. Also das Vorlesen und Vorbeten, das Predigen und auch das freie Gebet.

Wir wollen, um hierüber einige Klarheit zu erlangen, 4 einfache Grundtatsachen zur Erwägung stellen.

1. Die Tatsache, daß Sprache und insbesondere religiöse Sprache primär Rede, d. h. gesprochene Sprache ist;
2. daß alle gesprochene Sprache die Aktualisierung vorgegebener Sprache ist;
3. daß alle Sprache kommunikativ ist, d. h. zum Hören da ist, und
4. endlich, daß es darum geht, von Gott oder zu Gott zu sprechen.

1. Jede Sprache und ganz besonders jede religiöse Sprache ist primär und wesentlich *Rede*. Rede nennen wir das Geschehen, in welchem jemand zu anderen Leuten etwas wirklich sagt.

Es ist keineswegs überflüssig, diesen primären Sachverhalt vor Augen zu stellen. Seit dem Erfinden der Schrift hat die Sprache im steigenden Maße die Form des Geschriebenen oder Gedruckten angenommen. Dadurch sind uns unermessliche sprachliche Reichtümer erhalten geblieben. Es ist aber auch die gefährliche Versuchung aufgekommen, unter Sprache zunächst einen Zusammenhang von geschriebenen oder gedruckten Sätzen zu verstehen. Und unter Sprechen das Vorlesen solcher Sätze. Solches Vorlesen kann natürlich sinnvoll, ja manchmal unentbehrlich sein. Aber es ist ganz gewiß nicht die primäre Form der Sprache.

Die technische Reproduktion der gesprochenen Sprache durch Rundfunk und Fernsehen ist zumeist Reproduktion von *Schreib-sprache*. Und wenn

sie dies nicht ist, so bleibt sie der geschriebenen Sprache doch ähnlich verhaftet; besonders im Raum der Kirche, wie die öffentliche Sprache, die sich der technischen Multiplikatoren nicht bedient. Die These bleibt auch angesichts (oder sollte man sagen „angehörs“) des Lautsprechers: Die Sprache ist primär und wesentlich Rede.

Wird also *vorgelesen*, sei es mit oder ohne Mikrofon, z. B. aus der Bibel oder den neuen Texten des Meßbuchs, dann heißt dies allemal: gedruckte Sprache wird in gesprochene Rede übersetzt. Bei diesem ganz einfachen, aber grundlegenden Vorgang treten dann sofort eine Reihe von Problemen auf. Denken wir an viele liturgische Texte, die in der Kirche vorzulesen sind. Häufig ist dabei zu bemerken, daß es sich um das Vorlesen einer „Schreibe“, aber nicht um das Vorlesen einer Rede und schon gar nicht um das aktuelle Reden handelt. Hier treten schon ganz am Anfang Spannungen auf, die die Rede verunsichern. Z. B. erkennt man dies an dem einfachen, aber fundamentalen Umstand, daß die vorzulesenden Wortfolgen gar nicht in den natürlichen Rhythmus der Sprache des Sprechenden passen wollen. Da aber die Sprache als gesprochene Rede aus Atem geformt wird, treten dann Spannungen auf. Die Sätze erweisen sich für die atmende Rede als zu lang und zu kompliziert, und die Pausen, die Hebungen, die Senkungen müssen sprechend ganz anders verteilt werden, als die Vorlage es vorsah. Dies ist kein Wunder, denn die Vorlage war ja bloß geschrieben, vermutlich mit der Schreibmaschine, da spielte der Atem keine konstitutive Rolle und die Sprache konnte ohne Rücksicht auf ihn kombiniert und konstruiert werden. Wird solche geschriebene oder gedruckte Sprache aber vorgelesen, d. h. in atmende Sprache, in Rede übersetzt, dann gibt es jene elementaren Verzerrungen des Sprachgefüges, wie sie leider gerade im religiösen Bereich, in der Kirche auf Schritt und Tritt begegnen.

In diesen Zusammenhang gehören auch bestimmte Komplizierungen des Sprachgefüges, die in der bloßen Schriftsprache einen Sinn haben können. Dort kann man ja etwas Kompliziertes noch einmal und mehrmals wiederholt lesen. Wird dasselbe Sprachgefüge aber *redend* vorgebracht, dann kann man ja nicht noch einmal hören. Darum verlangt die Sprache als Rede eine andere Art von Durchsichtigkeit – eigentlich müßte man sagen Durchhörbarkeit – als die geschriebene Sprache.

2. Wir blicken auf einen zweiten, nicht weniger elementaren Sachverhalt. Wirklich gesprochene Sprache, also Rede, *aktualisiert* immer überlieferte und ältere Sprachformen und Sprachfügungen. Die Rede hat einen aktualisierenden Charakter. Sie macht aus alter Sprache neue Sprache, sie bringt überlieferte Sprache als jetzige Sprache zu Gehör. Jeder, der spricht,

spricht aus einem geschichtlich-gesellschaftlich ihm überlieferten Sprachzusammenhang; jeder der spricht, spricht aber auch mit seinem eigenen Atem und seinem eigenen Ton, seinem eigenen Leben und in der neuen Stunde. So entsteht aus dem Überlieferten ein neues Gebilde, die alte Sprache ist neue Sprache geworden. Das Überlieferte wurde aktualisiert.

Natürlich bleibt das Aktualisierte und Neue nicht stehen, sondern es geht sogleich weiter, nämlich zum Hörer. Davon wollen wir nachher sprechen.

Die Aufmerksamkeit auf die aktualisierende Funktion des wirklichen Sprechens ist gleichfalls eine unerlässliche Basis-Überlegung vor allem zum Sprechen in der Kirche.

Nehmen wir wieder den so wichtigen Fall des Vorlesens. In der Kirche werden verkündigende Texte vorgelesen und auch Gebetstexte. Es sind alte Worte, teilweise sehr alte. Indem sie aber jetzt vorgelesen werden, werden sie zu einer gegenwärtigen Rede. Wieder ergibt sich eine Übersetzungsdimension. Die überlieferten Worte werden verwandelt und übersetzt in ein gegenwärtiges und neues Leben, in das Leben dieses Vorbeters in dieser Stunde und in dieser Gemeinde. Diese aktualisierende Übersetzung geschieht immer, wenn vorgelesen wird, auch dann, wenn der Vorlesende kein Jota des Textes ändert. Es wird doch einiges anders als es in Form von Buchstaben dasteht. Der Rhythmus, die Betonung, die Pausen und vieles dieser Art werden neu sein. Der alte Text wird in eine neue Sprache verwandelt und so wird er erklingen, in dieser Verwandlung.

Diese aktualisierende Übersetzung geschieht immer, wo wirklich gesprochen wird, aber sie geschieht nicht immer gut. Sie geschieht ganz sicher nicht gut dort, wo nur mechanisch gelesen, d. h. nur ein gedruckter Text lautlich wiedergegeben wird. Dann bleibt die Sache des Textes dem Sprecher äußerlich, und er sagt bloß etwas auf. Und dann merkt man dem Text kaum an, daß er wirklich etwas sagt und schon gar nicht, daß er jetzt und zu diesen Leuten etwas sagt. Leider haben viele Vorbeter nichts anderes im Sinn. Sie haben ja schließlich lesen gelernt, nicht wahr?

Die erneuernde und aktualisierende Übersetzung erfordert eine *Identifikation* des Sprechers mit seiner überlieferten Vorlage. Nur wenn es zu dieser wirklichen Identifikation gekommen ist, kann die Aktualisierung des Überlieferten gelingen. Dazu gehört aber, daß der Redende sich zuvor mit seinem Text eingelassen habe, daß das im Text Gesagte den Vorleser in sich hineingenommen habe und er sich hineinnehmen ließ. Daß also die Sache des Textes seine eigene Sache wurde, daß lebendige Identifikation geschah und geschieht. Aus ihr heraus und wohl nur aus ihr heraus wird der Vorleser in der Lage sein, einen alten Text so vorzuspre-

chen oder vorzubeten, daß er auf angemessene Weise ein ganz neuer und aktueller Text wird. So also, daß er eigentlich gar nicht einen alten Text als einen alten sagt, er sagt vielmehr, was jetzt in ihm lebt, er sagt, was *er* lebt, das Alte ist als das Alte neues Leben geworden: und dies vielleicht, ohne daß auch nur ein Komma geändert wurde am Bestand des Textes.

Aber natürlich gibt es auch falsche Identifikationen, und dann geht wiederum alles schief bei der unerlässlichen Aktualisierung der überliefer-ten Sprache. Wenn der Sprechende seine zufällige und vielleicht schlechte Subjektivität im Text ausbreitet und den Text zum Spielball seiner Ein-fälle und Launen macht, wenn er die schlechte Gruppensubjektivität vor-herrschender Meinungen darin zur Geltung zu bringen sucht, dann und in allen ähnlichen Fällen bringt er eigentlich nicht mehr den Text zur aktuellen Sprache. Vielmehr hat er dann in den Text etwas hineingelegt, was nicht hineingehört. Aus einer falschen Identifikation mit dem Text ist eine Aktualisierung geworden, die den Text nicht zur Sprache bringt, sondern verdeckt und verzerrt. Dann ist der Unterschied nicht beachtet worden zwischen der einen Identifikation: das im Text Gesagte mit der eigenen Subjektivität und ihren Launen zu identifizieren, oder der ande-ren Identifikation: die eigene Subjektivität mit dem im Text Gesagten zu identifizieren. Nur im letzteren Fall kann die Erneuerung des Vor-Gesag-ten und Vor-Geschriebenen gelingen und dies kann neu und aktuell zum Wort kommen. Gewiß wird es hier bisweilen eine schwierige Balance zu halten geben zwischen der notwendigen Verlebendigung und der schlech-ten Versubjektivierung.

Damit sind einige Basis-Probleme des Sprechens in der Kirche wenig-stens angedeutet. Aber die eigentlichen zentralen und zuletzt entschei-denden Fragen liegen noch vor uns.

3. Die Mitte jeder Sprache ist dies: daß jemand *zu anderen* etwas sagt. Die Mitte jeder religiösen Sprache aber: daß jemand *zu anderen von Gott* spricht.

Gesprochene Sprache als wirkliche Rede ist immer Rede *zu jemand* und *mit jemand*, sie hat kommunikativen Charakter; die Menschen, zu denen oder mit denen geredet wird, gehören dazu. Das *Hören* ge-, „hört“ dazu. Und wir wollen nicht vergessen, daß Hören immer auch *Antworten* ist, wenigstens anfangendes Antworten. Denn Hören und Hören ist ja nicht das gleiche. Hören kann Weghören sein, es kann Abschalten sein, Sich-Langweilen, oder Betroffen-Sein, Aufmerken oder Streiten mit dem zu Hörenden, oder Mitgehen, ja verwandelt werden und vieles dieser Art. Auf solche und viele andere Weisen ist Hören immer auch schon anfan-gendes Antworten.

Zur Rede aber gehört das Hören, so sehr, daß eine Rede, die niemand hören würde, überhaupt aufhören würde, eine Rede zu sein. Sie wäre höchstens vielleicht eine Sprechübung.

Auf der Seite des Hörenden liegt die Zukunft der Rede. Sie hängt sich der Rede nicht bloß an. Sie gehört schon gleich dazu, sobald der Redende nur den Mund aufmacht, um jemandem etwas zu sagen. Rede muß hörbar sein, gehört werden, sonst ist sie keine Rede.

Was heißt aber dies näherhin? Wie und unter welchen Umständen ist Rede so, daß sie hörbare Rede ist?

Nehmen wir an, der Redner spreche in der Kirche, indem er z. B. predigt oder den Leuten ein Gebet vorspricht. Dann ist es doch oft so, daß die Leute es zwar hören (vorausgesetzt, daß der Lautsprecher funktioniert). Aber sie hören etwas wie einen Monolog in einer fremden Sprache. Der Monolog läuft sozusagen vor ihnen ab. Nichts Lebendiges wird angerührt, und was man des Hörenden Herz oder Seele oder Gedanken nennen kann, bleibt reglos und in hilfloser Erstarrung. Ein paar Erinnerungen an den einstigen Religionsunterricht werden bei den Hörenden vielleicht angetippt. Aber diese stehen auch schon längst ziemlich funktionslos in ihrem inneren Haushalt herum. Und so kann man sagen: sie hören und hören nicht. Die predigende oder betende Rede kommt nicht zum eigentlichen, d. h. zum inneren Gehör. Und so ist sie eigentlich gar keine Rede. Und dies trotz ihrer möglichen Lautstärke. Denn es fehlt ihr am wirklichen Hören, ja vielleicht am Hören-Können, am Gehört-werden-Können. Hier liegt, jeder weiß es, eines der schwierigsten aller Probleme der Sprache in der Kirche.

Diese Schwierigkeit macht es auch verständlich, daß manche, die Amt und Auftrag des Sprechens in der Kirche haben, auf eine andere kurzsinnige Lösung verfallen. Sie versuchen, die Sprache der Leute zu reden, oder doch das, was sie dafür halten, z. B. die Sprache der „Bild“-Zeitung oder der „Wochenschau“ oder des „Spiegels“ oder von etwas Ähnlichem. Und da hören die Leute dann schon ein Stück weit zu, sie passen auf, sie gehen mit, man sieht es ihren Gesichtern an.

Aber dann kommt die andere Schwierigkeit. Wo bleibt nämlich dann die Sache der Religion, die Sache Gottes? Die Sache, um derentwillen die Leute doch wohl eigentlich in die Kirche gegangen sind? Die Leute hören wohl, aber sie hören nicht das, was man Gottes Wort nennen kann. Für das, was sie in dem hier angenommenen Fall hören, kaufen sie vielleicht doch wirklich besser die „Bild“-Zeitung oder sie schauen und hören sich die „Wochenschau“ an oder sie erbauen sich am „Spiegel“ oder an ähnlichen Blättern. Dazu braucht man eigentlich den Pfarrer und die Kirche nicht. Die notwendige Anpassung der Rede an das Hören der Hörenden

ist kurzschlüssig vor sich gegangen. Sie wurde gehört, aber Gottes Wort wurde darin nicht mehr gehört.

So wird es, wenn der Sprechende an das Hören denkt, wohl wieder auf eine Art Balance ankommen. Reden muß gehört werden können, der Sprechende muß also auf das sprachliche Niveau der Hörenden eingehen, er muß ihre Sprache sprechen, denn nur mit der können sie hörend etwas anfangen. Er muß aber andererseits religiöse Sprache sprechen, er muß von Gott sprechen, er muß Gottes Wort zur Sprache bringen. Dies gehört aber für gewöhnlich nicht in den Sprachzusammenhang und die Sprachgewohnheit der Hörenden. Der Hörende muß zugleich *in* der Sprachgewohnheit stehen und *jenseits* ihrer. Er muß nach beiden Seiten vermitteln. Er muß die Seite Gottes und die Seite der Menschen vermitteln. Wie macht man eigentlich das?

Man muß es vermutlich so machen, daß der Redende versucht, auf die beiden Seiten einzugehen, die er in seiner Rede vermitteln soll.

Die eine Seite ist die Seite seiner Zuhörer. Der Redende muß ihr Leben und damit auch ihre Sprache teilen. Er darf nicht in einem sprachlichen Glashaus leben.

Das Leben und die Sprache der Hörenden teilen, lebend und sprechend sich mit ihnen identifizieren, das ist aber gar nicht so einfach. Schon deswegen nicht, weil ja da ganz unterschiedliche Leute sind, mit sehr unterschiedlichen Lebens- und Sprachhorizonten. Junge und Alte und Fortschrittliche und Konservative und Verliebte und Verkrachte und Muntere und Müde und höhere Schüler und Studenten und Kaufleute und Bauern und Mädchen und Frauen und Witwen und viele andere. Viele von ihnen verstehen sich auch untereinander schlecht. Wie soll da der Redende, der diese vielen Menschen und Gruppen etwa in seiner Kirche vor sich oder um sich sieht, ein ihnen allen verständliches, von allen anhörbares Wort sprechen?

Aber es hilft nichts. Es muß versucht werden, in der lebendigen sprachlichen Kommunikation zu leben mit dem wirklichen, vielfältigen, pluralen Leben der Leute in der Kirche, an ihrem sprachlichen Leben zu partizipieren und selber ein Stück, ein Element dieses ihres Lebens zu sein.

Dies ist aber freilich nur der Anfang von religiöser Rede. Die allgemeine Kommunikation bildet die Ausgangsebene. Der Redende muß sie betreten und schon betreten haben. Aber nicht, um mit seinen Hörern dort zu bleiben, wohl aber, um sie dort abzuholen und von dort weiterzuführen.

Und ich würde meinen: in doppelter Richtung. Zuerst in die Richtung der Tiefe. Der Redende könnte und sollte, in der Sprachgemeinschaft mit seinen Hörern verbunden, ihnen einiges aufdecken, was *hinter* ihren

Sprachgewohnheiten stedkt und unter ihnen im Verborgenen sein Wesen oder Unwesen treibt. Er könnte die zunächst an der Oberfläche sich herumtreibende Sprache durchsichtig und durchhörbar machen auf menschliche Ur- und Grundsituationen und Ur- und Grundverhaltensweisen, die sich verstohlen und versteckt in ihnen aussprechen: die Sorge, die Langeweile, die Gier, der Egoismus, die Sehnsucht nach bergender und verzeihender Liebe, und vieles dieser Art. Es sollte so geschehen, daß die Menschen sich in der Sprache, die der Redende anschlägt, selber besser erkennen lernen. Dann werden sie aufhorchen, weil sie merken, sie sind gemeint. Und sie werden verstehen lernen, was eigentlich in ihnen gemeint ist. Sie werden es neu entdecken.

Dann würden sie einander wohl auch ähnlicher werden, und die Unterschiede in den sprachlichen Ebenen würden keine so große Rolle mehr spielen. Denn diese Unterschiede liegen viel mehr im Vordergrund der Sprache und viel weniger in ihrem Untergrund, in dem Bereich, aus dem die zumeist verborgenen Anlässe und Antriebe der Sprache entspringen. So wird es dann für den Sprechenden leichter werden, für die vielen in der Kirche eine gemeinsame Sprache zu finden: wenn er von der Oberfläche der Sprache in ihre Untergründe führen und geleiten kann.

4. Aber dann kommt erst noch das Wichtigste und auch das Schwierigste. Hat der Sprecher seine Zuhörer abgeholt dort, wo sie sprachlich zumeist verweilen, hat er sie von dort hinuntergeführt in das Innere und in die Wurzeln seines Redens, in den Bereich ihrer verborgenen Armut und ihrer zaghaften Hoffnungen: dann gilt es, die Zuhörer behutsam hinaufzuführen, hinauf, vor das Angesicht des lebendigen Gottes.

Dieses Führen kann aber nicht dadurch schon gelingen, daß der Redende bloß das Wort „Gott“ sagt, und auch nicht schon dadurch, daß er bloß ehrwürdige Texte vorliest, in denen dieses Wort vorkommt. Denn die Sprache fängt nicht mit der Sprache oder mit den Wörtern an. Sie fängt mit den Sachen an, die das Herz erfüllen und die Lippen öffnen.

Es muß also, so denke ich, damit angefangen werden, daß sich der Sprechende zuvor selber in der Stille auf die Sache, d. h. auf Gott einläßt und versucht, mit seinem ganzen Herzen zu verweilen vor dem Unbegreiflichen, vor dem jede Sprache versagt, und auszuharren im Dunkel Gottes, und sein eigenes, armes Herz hineinzuwerfen in den Abgrund, und dazu das eigene, immer ein wenig dürftige Leben; und den eigenen bevorstehenden und beständig verdrängten Tod. Wer versuchen will, von Gott zu sprechen, der muß sich auf den Weg machen, sich auf Gott ganz einzulassen als Lebender und als Sterblicher.

Es ist ihm auf diesem Wege zu wünschen, daß er erschrickt. Denn dem unsichtbaren Sturm der unendlichen Wirklichkeit ist nicht leicht und schon gar nicht leichtsinnig standzuhalten, sobald es ernst wird oder ernst geworden ist mit dem Sicheinlassen. Aber der Anfang der Weisheit ist immer noch die Furcht. Es ist dem, der auf diesem Wege ist, auch zu wünschen, daß er dann arm werde; daß es ihm die Sprache verschlägt, daß er zitternde Knie bekommt. Daß er also seiner Schwachheit inne werde, indem er bis in die Wurzeln des Herzens erbebt. Selig sind in diesem Falle immer noch und immer wieder die Armen im Geiste.

Auf diesem Wege vergehen dann alle Leichtfertigkeiten im Gebrauch des Wortes Gott, alle eitle Geschwätzigkeit, alles Sichspreizen mit Gescheitheit oder mit sprachlichen Kunststücken. Und es könnte sich dann aus der Furcht und aus der Armut eine neue Möglichkeit eines redlichen Sprechens von Gott gewähren. Dem Sprechenden könnte eine Kraft zuwachsen, das Wort Gott zu nennen, verkündigend oder vorbetend, und so, daß alle spüren: seine eigene Not, seine eigenen Schwierigkeiten, sein eigenes Ringen damit steckt mit darin. Und diese Redlichkeit wird sein Wort glaubhaft, d. h. aber hörbar machen. Und da der Redende zugleich mit seinen Hörern gemeinsame Sache machte, wird er sie dann vielleicht sprechend dahin führen können, ihr eigenes, armes, lebendiges, törichtes Herz auszuschütten vor Gott, wie es im Psalm heißt. Er wird solches vermögen, weil er es selber zuerst versucht hat. Und weil er seine Hörer zuerst dahin geführt hat, ihr eigenes Herz wahrzunehmen und seine Untiefen und Tiefen. Weil eine Gemeinsamkeit in der Armut des Herzens entstanden ist. Man wird sich verstehen können darin.

Geht es dann gut, dann braucht sich der Redende nicht mehr sehr viel um die Worte im einzelnen zu kümmern. Er wird bei der Sache sein und seiner Sache voll sein, er wird bei den Hörern sein und in der Gemeinsamkeit mit ihnen. Und die Gemeinsamkeit in der Sache wird ihn Worte finden lassen. Und auch Weisen, alte Worte so neu zu sagen, daß ein neues Hören erwachen kann.

So, denke ich, entsteht am ehesten die Möglichkeit, alte Texte, wenn sie gut sind, neu und als ganz neue zu sagen, d. h. hörbar zu machen. Und es wird auch die Möglichkeit entstehen, manche Texte, die vorgeschlagen sind, als nicht mehr sprechbare, d. h. nicht mehr zum Hören zu bringende zu erkennen. Und es wird entstehen können der besonnene Mut zu einer neuen Sprache.

Die Stunde der Neugeburt einer neuen religiösen Sprache wird sich allemal gewähren aus der Sprach- und Lebensgemeinschaft mit allen und aus der Redlichkeit des Herzens im bebenden Umgang mit Gott, dem Unaussprechlichen.